



**J.B.METZLER**

---

# I. Verlagsgeschichte

## 1. Vorgeschichte: Relativierung heutiger Grundvorstellungen

»Buch«, »Druck«, »Verlag« – drei Begriffe, drei Phänomene, die zusammengehören – untrennbar, komplexartig. So sah es jahrhundertlang das lesende Publikum, und so sahen es auch die professionellen Verlagsspezialisten. Dabei ist es ein Irrtum. Es gibt mehr Verlagssysteme als die, die zu Buch und Druck gehören, und ursprünglich hatten Buch, Druck und Verlag überhaupt *nichts* miteinander zu tun.

Für diesen Irrtum nicht nur einer teilgebildeten Allgemeinheit, sondern durchaus auch einer ungebildeten Fachwelt gibt es eine Erklärung; am Anfang dieses Buches bezeichnen wir sie zunächst als »Verlags-Syndrom«. Es ist eine Folge der automatischen Erinnerung an jenen bekannten Erfinder, auf den man das Drucken von Büchern gemeinhin zurückführt – an Gutenberg also – und von dessen Erfindung an es das Verlegen gedruckter Bücher gibt. So steht hinter dem Verlags-Syndrom, genauer gesehen, ein weiteres, das es erklärt: Die wahre Wurzel des Irrtums ist in dem »Gutenberg-Syndrom« zu entdecken.

Von einem Syndrom zu reden empfiehlt sich, da in einem Syndrom – wie in dem einer Krankheit – stets mehrere Merkmale zusammenkommen, deren gemeinsames Auftreten auf eine sachimmanente Verkettung hinweist – dies gilt auch für unser Denken. Buch, Druck und Verlag sind die drei zentralen Vorstellungen, die schon beim Laien in einem Assoziationskomplex verschmelzen. Würde man die wenigen noch einfachen Elemente aus der Sicht eines speziellen Kenners der Branche präzisieren und differenzieren, könnte man den gleichen Komplex professioneller wie folgt beschreiben:

Verlage sind Gewerbebetriebe, die Bücher hervorbringen, und zwar als identische Vervielfältigungstücke (Kopien) aus einer Auflage, die mittels Druck produziert wird.

Dieser Satz, exakt, rational – eventuell aber auch als trivial oder als Binsenweisheit ansehbar (doch somit als »wahr«) – war über Jahrhunderte in allen zentralen Einzelbegriffen sowie als Ganzes vollständig »falsch« und ist es von der allgemeinen betriebswirtschaftlichen sowie volkswirtschaftlichen Systematik aus auch in der Gegenwart. Er dient deswegen als Leitsatz, um über die Relati-

vierung geläufiger Grundvorstellungen in die eigentliche Geschichte von Buch, Druck und Verlag einzuführen.

## 1.1 Verlag

»Verlag« hatte nichts mit Druck und mit Buch zu tun; das kann man gleich auf drei Ebenen belegen: etymologisch, semantisch und kultur- oder wirtschaftsgeschichtlich.

**Die etymologische Analyse** zeigt, dass das erste Verlegen weit vor dem Beginn des Drucks lag, denn die Sprache der ersten Drucker in Deutschland war – sofern nicht Latein, wie in den Fachtermini – das Frühneuhochdeutsche, der älteste Nachweis des Verbs »verlegen« ist aber bereits im Althochdeutschen als »farlegjan« gesichert. Aus ihm entwickelte sich durch Sprachverschiebung und Umlautung im Mittelhochdeutschen »verlegen« (mit »verleger« und »verlegunge«) sowie im Mittelniederdeutschen »vorlegen« (mit »verleger« und »verlac«).

**Die semantische Analyse** ist noch erhellender, denn sie zeigt, dass dies »verlegen« nicht – im lokalen Sinn – mit »etwas von einem Ort nach einem anderen« verlegen zu tun hat, sondern – wie die Lexika zeigen – den Bedeutungsumfang »etwas hingeben an einen anderen«, »wofür aufkommen«, »für einen Geldausgaben machen« etc. hat, zusammenfassend: »Kosten vorstrecken für jemanden oder eine Sache« bzw. in Anlehnung an das genaue Wort des Niederdeutschen gesagt: verlegen heißt vorlegen. Druck und Buch aber kommen auch in der Semantik von »vorlegen«/»verlegen« nicht vor.

Am aufschlussreichsten schließlich ist die wirtschafts-, nämlich **handelsgeschichtliche Recherche**, weil sie ein Ergebnis liefert, das gleichfalls nicht mit dem Syndrom von Verlag übereinstimmt, aber an das wortgeschichtliche Ergebnis anknüpft. In Helmut Hillers *Wörterbuch des Buches* (dem kleineren der beiden traditionellen Fachlexika für die Branche Verlag) ist unter dem Stichwort »Verlag« zu lesen:

»Der ›Verleger‹ war schon im 14. und 15. Jahrhundert derjenige, der aufgrund intensiver Marktkenntnisse und seiner Kreditierfähigkeit Handwerker und Heimarbeiter mit der Herstellung verschiedener Erzeugnisse beauftragte, ihre Arbeit finanziell bevorschusste und für den Verkauf der fertigen Produkte sorgte.« (Hiller 1991, S. 321–322)

Eine ganz gleichartige Auffassung gibt auch Joachim Kirchners *Lexikon des Buchwesens* (das umfassende traditionelle Nachschlagewerk für Buch und Verlag) von Verlegern:

»Die bekanntesten ›Verleger‹ des Mittelalters waren die Fugger, die z. B. das Eisenerz der österreichischen Hütten in die oberdeutschen Hütten beförderten und für den Absatz des Erzes sorgten oder für die oberdeutschen Weber einheitlich Maß und Qualität festlegten und die so marktfähig gemachten Tuche exportierten.« (Kirchner: *Lexikon des Buchwesens*, S. 832f.)

Die nicht buch- oder druckbezogene Herkunft des ursprünglichen Verlegers rundet sich zu einem abgeschlossenen Eindruck, wenn man als drittes die

nicht buchhandelsbezogene allgemeinwirtschaftliche, beispielsweise betriebswirtschaftliche Literatur hinzuzieht. In der allgemeinen Betriebswirtschaftslehre wird klargestellt:

»Der Verlag. – Beim Verlag wird zwar ebenfalls handwerklich produziert, doch erfolgt im Gegensatz zum Handwerksbetrieb die Anfertigung von Erzeugnissen durch Heimarbeiter aus vom Unternehmer gelieferten Material unter Verwendung von möglicherweise ebenfalls durch den Unternehmer gestellten Werkzeugen oder Maschinen. Der Arbeitsplatz wird vom Unternehmer sozusagen in die Wohnung der Heimarbeiter verlegt. Der Unternehmer befaßt sich somit im wesentlichen nur mit der Materialbeschaffung, läßt die Produkte extern in Lohnarbeit anfertigen und übernimmt dann wieder den Vertrieb.« (Thielmann 1978, S. 145)

Der Buchverlag steht dabei weder im Zentrum, noch ist er ein Beispiel am Rande, er kommt gar nicht vor! Er ist eine Ausnahme, von der es in den Kultur- und Handelsgeschichten heißt, dass sich seltsam genug das Wort Verlag »nur für die Buchverlage erhalten« habe (Döbler 1978, S. 60).

Im Rahmen der allgemeinen Wirtschaftslehre wird das Verlagssystem also abstrakt gesehen und hat einen bestimmten Stellenwert innerhalb der historischen Nacheinanderentwicklung der vier möglichen **gewerblichen Betriebssysteme**. Aufeinander folgen in Stufen, wieder nach der Betriebswirtschaftslehre (Thielmann 1978, S. 142):

- Handwerksbetriebe
- Verlag (nicht zu verwechseln mit Buch- oder Zeitschriftenverlag)
- Manufaktur
- Industrieunternehmen

Beim Verlag kann dann noch einmal differenziert werden: der Verlag

- nach dem **Lohnsystem** (der Verleger entlohnt die von ihm Beschäftigten durch ein Entgelt),
- nach dem **Kaufsystem** (der Verleger kauft dem an sich Selbständigen die Ware zu einem vereinbarten Preis ab) und
- nach dem System der gewerblichen **Zwischenmeister** (die Produkte werden von Selbständigen bezogen, die sich ihrerseits – in einer Werkstatt – Beschäftigte halten).

Diese Positionierung liefert die wirtschaftlich allgemeine, ursprüngliche – und noch heute gültige – Definition von Verlag. Die Fugger, die im Erzabbau die historischen sogenannten Gewerken oder Gewerkschaften (Grubenarbeiter) bevorschussten, waren die ersten Großverleger in einem »Montan«-Verlag. Bei den Webern lag ein »Textil«-Verlag vor. Der historische Weberaufstand – dokumentiert in dem Schauspiel von Gerhart Hauptmann – ist tatsächlich ein Verleger-Aufstand (nämlich gegen die Verleger), der zeigt, bis zu welchen sozialen Ausbeutungen das Verlagssystem pervertiert werden konnte. Nach dem Verlegersystem wurden auch Böttcher, Seiler, Drahtzieher, Instrumenten-, Uhren-, Kleisen- und Waffenmacher beschäftigt. Im 17. und 18. Jahrhundert war der Verlag das »beherrschende« Betriebssystem, das zu dieser Zeit zugleich seine Grenzen erreichte:

»Aber selbst das Verlegersystem genügte den steigenden Anforderungen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht mehr, als zum Beispiel große stehende Heere mit Waffen und Kleidung versorgt werden mußten.« (Döbler 1978, S. 60)

Diese Bewertung belegt noch einmal in historischer Sicht den Verlag als »Übergangsform vom Handwerk und Hausgewerbe zur Manufaktur und Fabrik«. Aber auch in der Gegenwart sind Verlage in dem ursprünglichen Sinn wirtschaftlich tätig: als thüringischer Spielzeug-Verlag, österreichischer Tabak-Verlag, als italienischer Pelzmode-Verlag, als deutscher oder amerikanischer internationaler mehrere Hundert Mitarbeiter beschäftigender Teppich-Verlag usw. – um nur einige Formen zu nennen. Die einzige Ausnahme, die nicht in den Kreis echter Verlagssysteme gehört, ist der Bier-Verlag – weil er einen reinen Zwischenhandel für die Brauereien auf Kommissionsbasis darstellt. Warum sich der Name »Verlag« heute dennoch fast ausschließlich auf dem mit Herstellung und Vertrieb beschäftigten Verlag von Büchern oder Presseprodukten erhalten hat, konnte die Forschung bis heute nicht befriedigend klären.

Für unseren Untersuchungsgegenstand sind – heute – alle Verlage relevant, die sich als Teil der Medienbranche verstehen. In der Praxis werden diese Verlagsunternehmen nach den Produktformen, die im Unternehmen dominieren, systematisiert. Einen kurzen Überblick über die Verlagsarten in der Gliederung nach Hauptprodukten liefert die nachfolgende Tabelle (nach Bramann/Münch 2000, S. 147):

### **1. Presseverlage:**

- Anzeigen- und Offertenblattverlage
- Zeitungsverlage
- Zeitschriftenverlage

### **2. Buchverlage**

- Belletristische Verlage
- Fachverlage (Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften)
- Kinder- und Jugendbuchverlage
- Ratgeberverlage
- Verlage für Hobby-, Freizeit-, Reiseliteratur
- Taschenbuchverlage
- Schulbuchverlage
- Sachbuchverlage

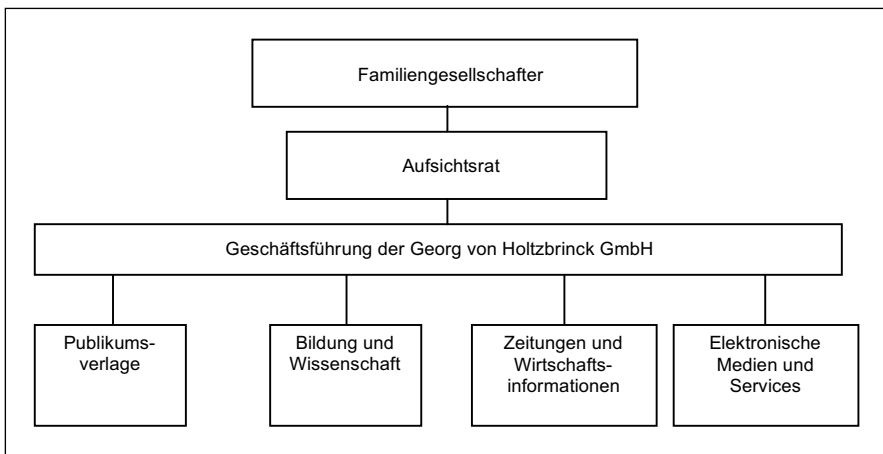
etc.

Wer aus dieser Darstellung die Schlussfolgerung zieht, dass damit eine klare Abgrenzung aller Verlagskategorien möglich wird, täuscht sich, denn es handelt sich dabei um eine Zuordnung nach den dominierenden Produktbereichen und keine disjunkte Gliederung. Die meisten größeren Verlage sind ohnehin in mehreren, wenn nicht gar in allen Produktkategorien aktiv. Aber auch viele kleine Verlage lassen sich nicht lediglich einer Kategorie zuordnen. Kleine Zeitungsverlage haben häufig auch Anzeigenblätter in ihrem lokalen oder regionalen Markt, so dass die Zuordnung zwischen den einzelnen Unterkategorien der Presse nicht immer eindeutig ist. Die Trennung zwischen Presseverlagen

und der für uns relevanten Kategorie der Buchverlage ist jedoch ebenfalls keine einfache Angelegenheit. Denn auch kleine und mittelgroße Zeitungsverlage haben Tochterunternehmen, die als Buchverlag zumindest Regionalliteratur verlegen. Dieses Geschäft, das meist aus den sogenannten »Treuebüchern« für langjährige Abonnenten entstanden ist, hat zwar eine nachrangige Umsatzbedeutung, zeigt jedoch die enge Verbindung zwischen den Geschäftsfeldern.

In der Praxis noch stärker verzahnt sind die Geschäfte zwischen Presse- und Buchgeschäft bei den Fachverlagen. Die Fach(buch)verlage haben neben dem klassischen Fachbuch für thematisch eng umgrenzte Themenbereiche in der Regel eine passende Fachzeitschrift, die unter anderem auch als Kommunikations- und Vertriebskanal in die Fachzielgruppe fungiert, um das Buchprogramm zu verkaufen. Darüber hinaus sind diese Verlage auch im Bereich der Fachkongresse, Messen und Ausstellungen, d. h. dem fachlich spezialisierten Event-Sektor aktiv. Diese enge Kopplung von Verlagen die ihre primären Wurzeln entweder im Buchgeschäft oder im Pressemarkt haben, die für Fachverlage typisch ist, zeigt sich auch in den dazugehörigen Verbandsstrukturen. Die Standesvertretung »Deutsche Fachpresse« wird von der Buchseite (Börsenverein des Deutschen Buchhandels) und der Presseseite (Verband Deutscher Zeitschriftenverleger, VDZ) gemeinsam getragen.

Wie eng die einzelnen Geschäftsfelder in Unternehmen selbst miteinander vernetzt sein können, zeigt eine Darstellung der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck (Stand: 2009):



Überblick über die Geschäftsfelder eines Medienunternehmens anhand der Darstellung der Struktur und Führung der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck

(Quelle: <http://www.holtzbrinck.com/artikel/779894&s=de>; Stand 18.10.2009)

Hier sind typische Geschäftsfelder der Buchverlage (Publikums- und Fachverlage) mit Zeitungen und Internet-Geschäftsfeldern unter einer Holding zusammengefasst. Als typischer Gleichordnungskonzern konzentriert sich die Dachgesellschaft zwar auf Fragen der überbetrieblichen Koordination und des

Controllings, dennoch zeigt dieses Beispielunternehmen in seiner Organisationsstruktur, wie eng die einzelnen Verlagsgeschäftsfelder ineinander wirken.

## 1.2 Buch

Nachdem wir für unsere Abgrenzung schon Produktbezeichnungen der Gegenwart benutzt haben, lohnt sich nun ein Blick auf die Inhalte, die mit diesem Produktbegriff verbunden sind. War der Weg vom Verlagssystem zum Buchverlag weit, so ist es auch der zum heutigen »Buch«, und der Begriff verlangt seinerseits Relativierungen. Wenn wir von »Büchern« reden und sie besitzen, dann wegen der hinter dem Buch stehenden Idee, seiner Ökonomie und einer besonderen Sprachgebung.

Von der Idee her oder dem Prinzip beginnt das Buch beim griechischen Diptychon. Unter einem Diptychon hat man zwei hölzerne, metallene oder auch elfenbeinerne Tafeln zu verstehen, die durch Ringe miteinander verketten, auf ihren Außenseiten gelegentlich mit Dekor, innen aber mit einer glatten Beschichtung aus Wachs versehen waren. Aufgeklappt konnten die »Zweikläppler« auf dem meist weißen Wachs (»album« d. h. das Weiße, daher unser heutiges »Album«) mit dem Griffel (»stylos«, daher unser heutiger »Stil«) beschrieben werden. Der Ausgangspunkt ist die nur einseitige Notiztafel, der das Diptychon folgte. Aber durch das Hinzufügen weiterer Tafeln entstanden das »Triptychon«, »Tetra-«, »Penta-« und allgemein das »Polyptychon«. Im Prinzip des Polyptychons ist das Buch von Idee und Funktion her zum ersten Mal realisiert. Die Diptychen und ihre mehrseitigen Varianten tragen zwar einen griechischen Namen, sind aber hauptsächlich im römischen Kulturraum und dort bis in die christliche Zeit belegt.

Die Römer unternahmen auf dem Weg zum Buch den nächsten Entwicklungsschritt, indem sie den Kodex (lat. »codex«) entwickelten. Ein Kodex hat mit Büchern zunächst gar nichts zu tun. Wir finden die ursprüngliche Bedeutung in heutigen Begriffen wie Ehren-, Moral- oder Verhaltenskodex, für die Bücher lediglich dann die materiellen Träger zur Aufzeichnung wurden. Die Kodizes hängen mit den Di- oder Polyptychen aber dennoch direkt zusammen, was schon aus der älteren – erhaltenen – Form »caudex« (was »Holzblock« oder »Holzdeckel« bedeutet) hervorgeht, nur dass man die Holztafeln durch Pergament ersetzte. Das hatte wichtige Hintergründe. Denn die Wachstafelbücher hatten zwar den funktionalen Nutzen, durch Erhitzen immer wieder geschmolzen, geglättet und damit einer neuen Benutzung zugeführt werden zu können, und dies sprach auch ökonomisch für sie, abgesehen davon, dass die Kosten für Holz und Wachs niedriger waren als die für Pergament. Aber die Holztafelseiten waren zu unhandlich, zu voluminös und ihr Format zu begrenzt. Beides reichte nicht zur Aufzeichnung so langer Texte, wie es das Buch forderte.

Bei Pergament ist das anders. Es entsteht durch eine besondere Behandlung ungegerbter Haut von beispielsweise Kälbern, Ziegen oder Schafen, ist also praktisch eine Art Leder. Das größte vorgeschchnittene Format führte nach einmaliger Falzung zum Format »Folio« (deswegen später »Foliant«), das damit

zwei Blätter oder vier Seiten enthielt. Die vierseitigen Falze konnten ineinandergelegt und zu Lagen geheftet, die gehefteten Lagen in oder zwischen hölzerner, oft lederüberzogene Deckel gebunden werden. Die Idee und das Prinzip des Buches haben wir daher, wenn man von dem noch nicht erfundenen Druck, vom Papier und weiteren unten genannten Parametern absieht, im Kodex somit vollständig vorliegen.

Was die Idee des »Kodex« bedeutet, erkennt man erst dann, wenn man bedenkt, dass er den klassischen Informationsträger der Antike, die Rolle, ablöste. Die Rolle, ob Quer- oder Längsrolle, war zur Aufzeichnung umfangreicher Texte sehr geeignet. Man kennt Rollen, die eine Länge von 20 Metern erreichten, was immerhin der Textmenge eines modernen Taschenbuchs von etwa 100 Seiten entspricht. Aber die Rolle war unhandlich, das Finden von Textstellen mühsam. Außerdem war eine Beschriftung nur auf einer Seite, der Innenseite, die Regel und eigentlich möglich. Hinzu kamen Nachteile, die sich aus dem hauptsächlich verwendeten Schreibmaterial, dem Papyrus (aus »pa-p-uir«, die »Pflanze des Stroms«), ergaben. Die Ägypter fertigten nach einer alten Flechttechnik zu einem Teil ihre Schiffe, leichte Flussboote, aus Papyrus, doch die Pflanzenfasern ließen sich auch zu einem Beschreibstoff verarbeiten – der älteste, der »industriell« hergestellt wurde. Durch Klopfen, Verkleben und Pressen der überkreuz geschichteten Pflanzenfasern entstanden unterschiedlich große Blätter, die wie unser heutiges Papier beschrieben werden konnten. Die Produktion geschah fabrikmäßig, und mindestens seit dem 3. Jahrhundert vor Christus sind Massentrans- und -exporte des Papyrus in Form von »Ballen« belegt.

Allerdings hatte dieses Schreibmaterial einen ökonomischen Nachteil: Auf Papyrus ließ sich einmal Geschriebenes nicht wieder tilgen, man konnte nicht radieren oder schaben. Bei Pergament hingegen war dies möglich. Pergament läßt sich sogar bei Bedarf nähen. Und auf Pergament konnte man ferner Texte vollständig tilgen, so dass es, wie seinerzeit die Wachstafeln, erneut beschrieben werden konnte. »Palimpseste« heißen derartige Handschriften, auf denen die erste oder vielleicht zweite und weitere (bis zu acht) Beschriftungen wieder entfernt wurden, um neu beschrieben zu werden (von »palimpsestos«, »wieder abgeschabt«). Papyrus gestattete dies nicht. Außerdem ließ sich Papyrus kaum falzen, so dass er, soweit es längere Texte betraf, allein für die Schriftrolle geeignet war, deren bereits erwähnte Nachteile nun noch zu denen des Materials hinzukamen, also: Schwierigkeiten bei der Findung von Textstellen (ein Buch kann man durchblättern, auf einer Seite aufschlagen, die Rolle muss gerollt werden), dadurch Zeitverlust (eine Rolle muss ja auch noch zurückgerollt werden) und größerer, nämlich der doppelte Materialbedarf, weil nur eine Seite beschrieben wurde (vgl. dazu den von den Römern verwendeten anderen Namen für die Rolle neben »rotulus«: »volumen«), während die Blätter eines Kodex beidseitig zu beschreiben waren. Es sind also ökonomische Kriterien – funktionelle wie materielle –, die die mehrtausendjährige Tradition der Schriftrolle abbrechen ließ zugunsten einer neuen Erfindung, dem Kodex, die dann zum Buch in unserem Sinn führt.

Aber wieso heißt das Buch, dessen Idee und Prinzip im Kodex realisiert wurde, »Buch«? Unsere Sprache kennt viele Lehnwörter, also eingedeutsch-

te Begriffe, die auf beispielsweise lateinische Wurzeln zurückgehen: Fenster (»fenestra«), Nase (»nasa«) etc. Aber wir kennen keines, das analog zu lateinisch »codex« gebildet wäre. Die Erklärung ist einfach. Die Germanen bedienten sich nur ausnahmsweise einer Schrift, der Runenschrift, wie sie etwa auf den Grabsteinen der nordischen Hünengräber erhalten ist und deren einzelne Zeichen »buochstaben« genannt wurden (hergeleitet von den Stäbchen aus ursprünglich Buchenholz, den ersten germanischen Symbolen zur Darstellung und Fixierung von Information, sei sie konkret wie bei Handelsgeschäften erforderlich, sei sie symbolisch, wie sie bei magischen oder religiösen Riten nötig war). Dieses Alphabet bzw. diese Runenzeichen hatten Ähnlichkeit mit den römischen Schriftzeichen der Kodizes und wurden einfach mit dem vertrauten Ausdruck aus der eigenen Sprache benannt. Interessant ist dabei, dass erst das mittelhochdeutsche Wort »buoch« einen Singular darstellt, während die althochdeutsche Form »buoh« noch einen Plural (der Singular fehlte) bezeichnete und damit auf die zusammengehefteten Holztafeln des »caudex« verweist (Deckel und später die Seiten), über die das Buch, vom Diptychon ausgehend, sich entwickelt hat.

Seit der Einführung des Kodex hat »das Buch« seinen Charakter nicht mehr verändert. Man erkennt das an den Definitionen, die vom heutigen modernen Standort aus das Buch so zu definieren versuchen, dass sie allen bekannten Varianten gerecht werden sollen. Nach dem zitierten *Wörterbuch des Buches* etwa ist ein Buch

»Eine in einem Umschlag oder Einband durch Heftung zusammengefaßte, meist größere Anzahl von leeren, beschriebenen oder bedruckten einzelnen Papierblättern oder Lagen bzw. Bogen.« (vgl. Hiller 1991, S. 58)

Die Form ist geblieben, neu sind vor allem das Material (Papier) und das Verfahren (Druck). Eine international gültige Definition gibt die UNESCO, wobei es heißt:

»The United Nations Educational Scientific and Cultural Organization (UNESCO) has defined a ›book‹ as being ›a nonperiodical printed publication of at least 49 pages excluding covers‹. This may be the best definition we have.« (zitiert nach einem Prospekt des Verlages Freeman, New York)

Hier werden, wenn man von der Abgrenzung gegen die (periodische) Presse die hier nicht interessiert, einmal absieht, Druck und Umfang als auffälligste Definitionskriterien hervorgehoben: Alles, was gedruckt über drei Druckbogen (mit je 16 Seiten) hinausgeht, darf Buch genannt werden. Die häufigste Anwendung ist naturgemäß die auf Verlagsprodukte. Die Definition entspricht daher sehr genau den drei Grundvorstellungen (Buch, Druck, Verlag), wie sie sich im eingangs erwähnten »Gutenberg-Syndrom« äußerten. Es ist jedoch noch den anderen Vorstellungen nachzugehen (wie Vervielfältigung, Kopie oder Auflage). Und über die Person Gutenbergs selbst, der Drucken, Verlegen und Bücher miteinander in Zusammenhang brachte, wurde noch gar nicht gesprochen.

Die zitierte Definition ist heute natürlich begrenzt, da sie neuere Diskussionen im Rahmen der Digitalisierung der Märkte noch nicht aufnehmen konnte und eine Bindung des Buchbegriffes an ein gedrucktes Endprodukt vorsieht. Einige heute typische Verlagsprodukte der Branche können daher nicht unter

der damaligen Definition des Begriffs »Buch« selbst subsumiert werden, z. B. die sogenannten Hörbücher und die elektronischen Bücher, deren Bedeutung in Kapitel I.5 gesondert dargestellt wird.

### 1.3 Vervielfältigungsstück, Kopie, Auflage

Den gerade zitierten um größtmögliche Allgemeinheit bemühten klassischen Definitionen ist eines gemeinsam: Sie beschreiben das Buch wie ein Einzelstück. Um Buch und Verlag miteinander zu kombinieren, reicht das nicht aus. Der Weg zum Verlag und Büchern im heutigen Sinne verlangt Vervielfältigungsstücke.

Die Vervielfältigung (»multiplicatio«) konnte im Prinzip auf zwei Weisen geschehen, als Einzelvervielfältigung (Abschrift) durch einzelne, also nacheinander, wie sie in den Klöstern dominierte, oder nach der vom Staat und gewerblich praktizierten Methode, der Mehrfachvervielfältigung durch mehrere Schreiber gleichzeitig nach dem Diktat eines »Diktators«.

Jede Abschrift war zeitaufwendig. Die Einzelabschrift einer Bibel etwa brauchte zwei Jahre. Entsprechendes hätte für die einfache Abschrift profaner Texte gegolten. Das Vervielfältigungssystem mit Diktator und Hörschreibern war aber nicht nur deswegen vorteilhafter, weil es bereits im ersten Vervielfältigungsschritt eine mehrfache Anzahl von Exemplaren hervorbrachte, es erwies sich vor allem bei wiederholter Anwendung als viel effizienter: Durch die Einzelabschriften des Originals der Bibel hätten beispielsweise – wenn nach jeder fertiggestellten Abschrift die Vervielfältigung sofort an den nächsten Abschreiber weitergegeben worden wäre und man auch von allen anderen »multiplicationes« sowie dem Original erneut abgeschrieben hätte – nach drei Perioden maximal sieben Exemplare hinzukommen können; ein gleichlanger Text hätte es in Diktierstuben mit dem Einsatz von jeweils vier Schreibern dagegen auf zusätzliche 125 gebracht! Das Diktieren war damit das erste System einer wirklichen Massenvervielfältigung. Doch diese Massenvervielfältigungsstücke unterschieden sich von den heutigen durch zweierlei. Erstens war jedes aufgrund seiner Handschriftlichkeit und Individualität seines Abschreibers ein Einzelstück. Hätte etwa Justinian, der Begründer des Römischen Rechts, von seinem Reformwerk 10.000 Exemplare anfertigen lassen, er hätte 10.000 Unikate erhalten. Und zweitens konnten sich im Prozess von Diktat und Niederschrift Hör- und Schreibfehler einschleichen, die der Methode entsprechend auch massenhaft multipliziert wurden. So entstanden in jedem Fall Stücke, die vom Original abwichen und nicht miteinander identisch waren – noch keine »Kopien«.

Vervielfältigungsstücke dieses Sinns waren also der nächste Schritt zu einer Verlagsproduktion (vgl. den englischen Ausdruck für das Exemplar »copy«). Was für eine Zäsur und ein welcher Fortschritt sich nach dem Ende der schriftlichen Vervielfältigung anbahnte, kann man aus einem historischen Dokument herauslesen, das vielleicht deswegen relativ oft zitiert wird, weil es einen Schlüsseltext darstellt. Als in Regensburg 1485 zum ersten Mal ein handschriftliches Messbuch durch Druck vervielfältigt wurde und die massenhaften Stü-

cke der Auflage jedes einzelnen durch geistliche Experten überprüft waren, da, so die authentische Quelle

»... ergab es sich [...] wie durch ein Wunder Gottes, daß in den Buchstaben, Silben, Wörtern, Sätzen, Punkten, Abschnitten und anderem, was dazu gehört, der Druck bei allen Exemplaren und in jeder Hinsicht mit den Vorlagen [...] unseres Doms übereinstimmte. Dafür danken wir Gott.« (Nach Widmann 1973, S. 15 f.)

Der Text verdeutlicht, dass die Zukunft des Buches beim Druck lag, weil dieser identische Vervielfältigungsstücke, Kopien, gewährleistete. Und Bücher stammen seitdem aus einer Auflage, deren einzelne Kopien mit den früheren Vervielfältigungsstücken nicht mehr vergleichbar sind. So wird oft der Beginn des modernen Verlagswesens grundsätzlich mit dem Beginn einer gedruckten Auflage verbunden (vgl. hierzu den »Beginn des Verlagswesens« mit der »Produktion einer Auflage« in Uhlig 1953, S. 15, 18, 21, 24 und 33).

Die Rolle der Auflage war in ihrer Bedeutung eng mit dem gedruckten Buch verknüpft. Heute, bei den elektronischen und digitalen Buchvarianten ist die Auflage die identische Kopie der Abfolge von digitalen Codierungen. Wenn es keinen eigenen Produktionsgang für die Vervielfältigung mehr gibt, wie das Abschreiben oder Drucken, so ändert sich auch die Kostenstruktur. Es gibt lediglich die auflagenfixen Kosten, da die auflagenvariablen Kosten gegen Null tendieren (s. Kap. IV: Controlling). Mit dem Aufkommen neuer Drucktechniken gibt es die Möglichkeit, statt einer klassischen Auflagenproduktion lediglich ein Buch auf Abruf bereitzuhalten. In diesem Fall wird das Buch erst gefertigt, wenn eine Bestellung vorliegt. Mit diesem Printing-on-Demand-Verfahren wurde in den 1990er Jahren das Books-on-Demand-Angebot des Buchgroßhändlers Libri gestartet. Diese Bücher werden nur digital gefertigt und nicht als gedruckte Version an den Handel ausgeliefert. Bestellt ein Kunde ein neues Buch, wird es ausgedruckt und als gebundenes fertiges Buch dem Kunden zugestellt. Gerade für kleinauflagige Titel in unsicherem Marktumfeld ist dies eine Alternative zur risikoreichen Vorabproduktion größerer Mengen. In diesen Fällen wandelt sich auch die Rolle des Verlags, der nicht mehr die Vorabfinanzierung der gesamten Produktion als Kernfunktion übernimmt, sondern mit dem Marketing und dem Vertrieb dafür verantwortlich ist, dass der Titel im Markt ausreichend wahrgenommen wird und damit eine Chance hat, gekauft zu werden.

Statt der Auflage ist für diese alternativen Produktformen die Absatzmenge die maßgebende Größenordnung, die über den Erfolg oder Misserfolg eines Produkts entscheidet.

## 1.4 Druck

Waren die bei Buch und Verlag durchgeführten Revisionen der geläufigen Vorstellungen dadurch gerechtfertigt, dass jenes als Gutenberg-Syndrom bezeichnete Phänomen heute andere als die landläufigen Vorstellungen gar nicht mehr zulässt, so ist eine Revision in dem Bereich besonders nötig, der sich mit dem »Druck«, der Person Gutenbergs selbst und den von ihm gedruckten Werken beschäftigt. Denn Gutenberg war sozusagen nicht Gutenberg, zweitens trifft unsere Vorstellung, er sei der Erfinder des Drucks, nicht zu, er war – drittens – auch nicht der erste Drucker von Büchern, daneben ferner nicht, wie Spezialisten oft vermuten, wenigstens der Erfinder des Satzes und Drucks mit den beweglichen Typen, fünftens war die berühmte *Gutenberg-Bibel* nicht Gutenbergs Bibel, und sechstens sah dieses Buch – wie alle seine sonstigen Drucke – nicht »wie gedruckt« aus.

In der Reihenfolge der Thesen hier nun die Belege. Nur beiläufig sei erwähnt, dass Gutenberg eigentlich anders hieß: Johannes »dictus« (mit Namen) »Gensfleisch«, und zwar »zur Laden« (d.h. auf dem Gehöft) »zum Gutenberg« (bei Mainz). Aber Gensfleisch war auch nicht der Erfinder des Druckens: Araber kannten den »Zeugdruck« (mit hölzernen Modeln auf Stoff), Chinesen und Koreaner druckten schon im 7. und 8. Jahrhundert Bücher von Holztafeln auf Papier (die asiatischen »Blockbücher«), und die Tatsache, dass sie 600 bis 700 Jahre älter sind als die frühesten Beispiele aus Europa, mag auf die frühere Erfindung des Papiers zurückgehen. Gutenberg war aber auch in Europa nicht der erste Buchdrucker gewesen, denn dort existierte schon seit dem 13. Jahrhundert das europäische Blockbuch und war noch in der Generation vor Gutenberg und während seiner eigenen Lebenszeit populär (der Name dieser Bücher erklärt sich durch die spezielle Technik des Druckens: Es wurde nach Art unserer Holzschnitte »vom Block« gedruckt und nicht mit beweglichen Lettern). Gutenberg war, wenn man allein auf die Technik abhebt, schließlich nicht einmal der Erfinder des Typendrucks mit einzelnen Buchstaben und anderen Lettern, auch nicht der hölzernen. In seiner Zeit benutzte schon der Holländer Janszon Coster, der auch Blockbücher gedruckt hat, metallische Einzeltypen; kupferne und zuvor hölzerne Einzeltypen waren in Korea im frühen 15. Jahrhundert und im 8. Jahrhundert in Gebrauch. Und die früheste – nachweisbare – Anwendung des Letterndrucks ist auf dem kretischen »Diskus von Phaistos« dokumentiert, der minoische Hieroglyphen enthält, die von Typenstempeln stammen – datiert auf mindestens 1650 vor Christus – also über 3000 Jahre vor Gutenberg!

Wenn Satz und Druck dennoch auf Gutenberg zurückgeführt werden, dann aus berechtigten, anderen Gründen. Beim Diskus von Phaistos wurden die hieroglyphischen Stempel in den noch weichen Ton der etwa handtellergroßen Scheibe gedrückt, bevor man sie brannte. Das Material bot nicht die Voraussetzungen für die Aufnahme größerer Textmengen. Beim koreanischen Verfahren wären etliche Tausend Zeichenarten für Silben und Wörter zu bewältigen gewesen, zudem war diese Produktion auch deswegen zu aufwendig, weil die kupfernen Drucklettern im Sandgussverfahren entstanden, so dass jede Gussform (als »verlorene« Form) nach ihrem Gebrauch auch verloren war. Der Holländer Coster schließlich hatte seine metallischen Stempel nur für den Druck